

Fürstbischof in der Zeit von Reformation und Konfessionalisierung dagegen ganz am Rande bleiben, obwohl hier über die erste umfassende Untersuchung zu „Hochstift und Reformation“ (1995) hinaus durchaus noch Forschungsbedarf besteht. Ebenso auffällig ist, dass das – zugegeben dornenreiche – Forschungsfeld Domkapitel nur selten beachtet wird, obwohl personelle Zusammensetzung und autonomes Politikhandeln von Domkapiteln für die Position der Reichskirche von beträchtlicher Bedeutung waren.

Der Sammelband, zurückgehend auf eine Tagung 2006 in Paderborn, enthält zwölf Beiträge. Friedhelm Jürgensmeier berücksichtigt in seinem einleitenden Aufsatz „Geistliche Leitung oder nur Fürsten?“ (13–30) als einziger Autor neben der *persona politica* auch die *persona ecclesiastica*, indem er das tridentinische Bischofsideal vorstellt und daran die Entwicklung in der Reichskirche misst. Sylvia Schraut beschäftigt sich mit der Rolle der Reichsritterschaft in der Reichskirche (31–42): Etwa 260 Familien waren in den Domkapiteln vertreten, ein Drittel aller Bischöfe seit 1648 stammte aus der Ritterschaft. Wolfgang Wüst konzentriert sich bei „Wahlverpflichtungen, Machtbarrieren, Überforderung und Vielregiererei in süddeutschen Hochstiften“ (43–60) auf die Verhältnisse im Bistum Augsburg.

Das Kernstück des Bandes bildet die verfassungsgeschichtliche Untersuchung von Karl Härter: „Das Corpus Catholicorum und die korporative Reichspolitik der geistlichen Reichsstände zwischen Westfälischem Frieden und Reichsende (1663–1803)“ (61–102). Härter arbeitet die Entstehung der beiden Religionscorpora am Reichstag heraus und erörtert die Hauptstreitpunkte: Rijswijker Klausel und Rekatholisierungspolitik in der Kurpfalz. Träger des Corpus Catholicorum waren die geistlichen Reichsstände, die durch korporatives Auftreten ihre Stellung im Reichszusammenhang bewahren und ausbauen wollten. Harriet Rudolph beschäftigt sich mit Strafrechtsnormen, Gerichtsverfassung und Sanktionssystem (103–124), um das Vorurteil zu prüfen, dass die Strafen in geistlichen Staaten milder ausfielen als in weltlichen. Michael Ströhmer legt eine Mikrostudie über die Abschaffung der Freistuhlgerichtsbarkeit im Paderborner Oberamt Dringenberg vor (125–161), um die These der strukturellen Unfähigkeit geistlicher Staaten zu Modernisierungsmaßnahmen zu widerlegen. Mit gewohnter Meisterschaft zeichnet Anton Schindling auf der Basis umfassender Materialkenntnis die Entwicklung der „Hochschulen der Germania Sacra im Alten Reich“ nach (163–193); im Mittelpunkt stehen Dillingen und Würzburg.

Stefan Samerski wertet die Nuntiaturreporte aus, um die Wirksamkeit des Nuntius

in Köln als „Schrittmacher der Reform“ und als „Friedensvermittler“, richtiger: Friedensverhinderer, vorzustellen (195–206), während Bettina Scherbaum über „Die römische Familie Scarlatti als diplomatische Vertreter der Bischöfe aus dem Hause Wittelsbach an der Kurie“ informiert (207–222). Johannes Süßmann fasst als Ergebnis seiner Habilitationsschrift zusammen (223–238), dass die Baupolitik Johann Philipp Franz von Schönborns zum Ziel hatte, „die Stifthserrschaft Würzburg ... durch den Fürstbischof in einen Untertanenverband, in ein säkulares politisches Gemeinwesen“ umzuformen (235). Mit der Analyse bischöflicher „Demi-Gisant“-Monumente in den Domen von Trier und Mainz wendet sich Stefan Heinz einer kunsthistorischen Fragestellung zu (239–262).

Ein Fazit zieht Mareike Menne: „Der geistliche Fürst ‚turnt‘. Ausblick auf Konzepte, Probleme und Perspektiven einer Öffnung und Kontextualisierung“ (263–275). Hier werden die pragmatisch-realistischen Beiträge mit hochangesehenen theoretischen Überlegungen versehen, wobei die gängigen Erklärungsmuster neuer kulturgeschichtlicher Ansätze genutzt werden: Gender, Spatial turn (daher der Titel!), Governance, ferner: Biographie. Insgesamt stellt der Band einen weiteren nützlichen Beitrag zur Geschichte der Reichskirche seit der Mitte des 17. Jahrhunderts dar.

Heidelberg

Eike Wolgast

Rolf Decot (Hg.), Konfessionskonflikt, Kirchenstruktur, Kulturwandel. Die Jesuiten im Reich nach 1556, Mainz: von Zabern 2007, IX, 222 S. ISBN 978-3-8053-3820-2.

2006 jährte sich nicht nur der Todestag des Ignatius von Loyola zum 450. Mal, sondern auch die Gründung der deutschen Ordensprovinz der Jesuiten. Das Institut für Europäische Geschichte in Mainz nahm dies zum Anlass, um auf einer gemeinsam mit dem Historischen Seminar der Universität Frankfurt/Main organisierten Tagung das Wirken der Jesuiten im Alten Reich im Lichte neuerer Forschungen zu untersuchen, wobei im Zentrum die „kultur- und integrationsgeschichtlichen Aspekte der Jesuiten“ (VIII) stehen sollten. Da seit Bernhard Duhrs „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge“ (1907–1928) niemand mehr eine zusammenfassende Darstellung zu diesem Thema gewagt hat, dokumentiert der Band mit seinen unterschiedlichen Fragestellungen und heterogenen Herangehensweisen zugleich Vielfalt und Komplexität des noch unzureichend erschlossenen Forschungsfelds. So ist es denn auch nicht verwunderlich, dass die Mehrzahl der

zehn versammelten Beiträge nur indirekte, darum aber nicht weniger aufschlussreiche Informationen zur Situation und zum Wirken der Jesuiten im Alten Reich enthält.

Der ursprünglich als öffentlicher Vortrag konzipierte Beitrag von M. Sievernich SJ über „Ignatius von Loyola als ‚Pilger‘ der Epochen-schwelle“ stellt auch für den Tagungsband eine gelungene Einleitung dar, da er mit der Selbstbeschreibung des Ordensstifters als „Pilger“ eine für die Motivationslage und das Selbstverständnis des jungen Ordens zentrale Metapher in den Mittelpunkt stellt. Konsequenter blickt S. den Lebensweg Loyolas in den kulturellen Kontext der Renaissance und betrachtet die Gründung des Jesuitenordens vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Reformbedürftigkeit der Kirche. P. Foresta („Die ersten Jesuiten in Deutschland und ihre Wahrnehmung der politisch-verfassungsrechtlichen Verhältnisse. Ein spezifisches Amtsverständnis bei Petrus Canisius?“) verspricht sich von der Untersuchung des ersten deutschen Provinzials Aufschluss über den Apostolatsbegriff und das Selbstverständnis der Jesuiten, womit zugleich ein Gegenentwurf zur Sicht der Ordensmitglieder als reine „Agenten der Konfessionalisierung“ (29) impliziert ist. Dass dem Orden nichtsdestotrotz eine tragende Rolle in diesem Prozess zukam, zeigen R. Decot („Anfänge der Jesuiten in Mainz und ihre historische Forschung zum Erzstift (Nicolaus Serarius)“) und A. Kubišta („Die Berufung des Jesuitenordens nach Böhmen und die Anfänge der Tätigkeit des Ordens“). Dabei kommen zwei Gebiete mit ausgesprochen unterschiedlichen Rahmenbedingungen für das Wirken der Jesuiten in den Blick: Während Mainz als Paradebeispiel eines für beide Seiten gewinnbringenden Zusammenwirkens von Orden und Landesfürst gelten kann, sind die Jesuiten in Böhmen und Mähren nur bedingt erfolgreich und werden bereits 1618/19 wieder vertrieben. Ebenfalls im Kontext der katholischen Erneuerung betrachtet P. Broggio („Roman doctrinal orthodoxy and periphery's expectations: The Collegium Germanicum and the teaching of scholastic theology (1552–1600)“) das Zusammenspiel von Zentrum und Peripherie im Orden bei der Herausbildung einer ordenseigenen Orthodoxie. Die „uniformitas et soliditas doctrinae“ (71) wurde als entscheidende Voraussetzung zur Stärkung der katholischen Position im Konfessionskonflikt betrachtet. Dass im Verlauf dieses Konflikts der „wahren Religion“ viele Seelen verloren gingen, ließ die im Alten Reich tätigen Jesuiten bisweilen an ihrer Aufgabe verzweifeln. Viel ruhm- und ertragreicher erschien ihnen da die Mission in Übersee, wie C. Nebgen („Canisius und Indien – Kompen-

sation und Erbauung“) zeigt. Berichte über Massentaufen und Martyrien in „Indien“ wurden deshalb regelmäßig aus der Zentrale angefordert, um die Motivationslage der deutschen „Missionare“ zu verbessern. Die Verbreitung dieser *Litterae Indicae* in Europa ist auch Thema des ausgezeichneten Beitrags von G. Borja González („Von Amerika nach Europa. Nachrichten, Medien und Vernetzung im jesuitischen Informationsaustausch“), die davon ausgeht, dass sich im Jesuitenorden ein vernetztes, transkontinentales, transkulturelles und mehrsprachiges Informationssystem herausbildete, dessen hierarchische Organisationsstruktur bereits in den Gründungstexten festgelegt worden war. Dieses vernetzte System „wuchs nicht nur parallel mit der Expansion des Jesuitenordens in den überseeischen Gebieten, sondern war selbst eine entscheidende Voraussetzung dafür, dass die Gesellschaft Jesu – unabhängig von der geografischen Zerstreuung und der kulturellen Vielfalt ihrer Mitglieder – als ein organisch agierender Körper auftreten und vor allem sich transkontinental und transkulturell ausbreiten konnte.“ (114) B. betont insbesondere die Bedeutung der Mission im spanischen Amerika für das Funktionieren dieses Informationssystems. In gedruckter Form dienten Missionsberichte auch der konfessionellen Polemik, die U. Paintner („Katechismus und Polemik – antijesuitische ‚Kontroverskatechismen‘ in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts“) untersucht. Gegen die in der Forschung seit Duhr gängige Pauschalisierung antijesuitischer Publizistik als „Schmähschriften“ plädiert P. für eine differenzierte Analyse kontrovers theologischer Schriften im Hinblick auf ihren Beitrag zur konfessionellen Identitätsbildung. Am Beispiel lutherischer Kontroverskatechismen zeigt sie überzeugend, dass die polemische Zuspitzung des Glaubensgegensatzes die pointierte Herausarbeitung und didaktische Vermittlung eigener Glaubensinhalte mindestens ebenso sehr bezweckte wie die theologische Diskreditierung des Gegners. Den exemplarischen Nachweis hierfür liefert ihre profunde Analyse des Kontroverskatechismus von Johannes Wigand, der bislang als eine der frühesten antijesuitischen „Schmähschriften“ galt. P. zeigt nicht nur, dass dessen argumentativer Schwerpunkt – allen Verbalinjurien zum Trotz – tatsächlich auf der protestantischen Glaubensvermittlung lag, sondern dass darüber hinaus das *argumentum ad personam* im Rahmen der konfessionellen Polemik durchaus einen „theologischen Kern“ (162) hatte. Weitgehend im Deskriptiven verharret dagegen M. Niemetz („Rhetorische Strategien und Funktionen des Antijesuitismus: Zwei Kontroversen aus der nachwestfäl-

schen Epoche“). Allzu schematisch und wenig überzeugend wirkt der eingangs behauptete Gegensatz zwischen einem „theoretisch-theologischen“ (163) Antijesuitismus der Textpublizistik und einer vornehmlich politisch-legitimierenden Funktion der antijesuitischen Bildpublizistik, deren Konjunktur im deutschen Sprachraum zudem etwas vorschnell mit jener des illustrierten Flugblatts ineins gesetzt wird. Mit der Polemik um den schlesischen Konvertiten Johannes Scheffler aus dem Jahre 1664 und der zwischen 1709 und 1711 geführten Augsburger Kontroverse zwischen dem Domprediger und Jesuiten Kaspar Mändl und dem lutherischen Theologen Gottfried Lohmer beschreibt N. zwei regional beschränkte Auseinandersetzungen und deren (bild-)rhetorische Strategien. Der abschließende Beitrag von C. Brodkorb („Leben und Wirken von Pater Bernhard Duhr (1852–1930)“) präsentiert das umfangreiche und schwer zu überschauende Werk des Historikers der deutschen Ordensprovinz, erschließt die im Münchener Ordensarchiv aufbewahrte „Duhr-Bibliothek“ und liefert damit ein Hilfsmittel für die weitere Forschung.

Insgesamt leistet der Band einen wichtigen Beitrag zur Revision stereotyper Wahrnehmungen der Jesuiten als vollständig homogene und straff organisierte Kampftruppe des Papstes im Dienste der Gegenreformation. Dass sich hieraus eine Reihe neuer Forschungsperspektiven ergibt, wird ebenfalls deutlich. Worin bestand z. B. die traditionell stark überzeichnete und auf das Gehorsamsprinzip reduzierte Einheit des Ordens tatsächlich? Vorgeschlagen werden etwa Spiritualität und Apostolatsverständnis (Foresta), Orthodoxie als Ergebnis ordensinterner Aushandlungsprozesse (Brogio) oder das ordenseigene Informationssystem (Borja). Die Bedeutung des Antijesuitismus im Kontext von Konfessionalisierung und Konfessionsbildung betonen mehrere Beiträge (Kubišta, Paintner, Niemetz). Die Konzentration auf die konfessionelle Kontroverse im Alten Reich birgt hier jedoch die Gefahr, dass der Blick auf – durchaus vorhandene – katholische Wurzeln des Antijesuitismus sowie auf seine grundsätzlich grenz- und konfessionsüberschreitende Dimension verstellt wird.

Rostock

Christine Vogel

Landeskunde 17 [2008], Sonderband, 205 S., ISSN 1430-3647.

Auf 205 Seiten sind in diesem Buch die Beiträge des Kolloquiums anlässlich des 500. Geburtstages von Fürst Georg III. am 21. September 2007 in Dessau zusammen gefasst.

In der Einführung würdigt der anhaltische Kirchenpräsident Helge Klassohn Fürst Georg, den regierenden Reichsfürsten, Dompropst von Magdeburg, Merseburg und Meißen sowie evangelischen Bischof von Merseburg, als „bedeutende Persönlichkeit der mitteldeutschen Reformationsgeschichte“ und beschreibt ihn als „begnadeten Kommunikator des Evangeliums“ sowie als Vermittler und Friedensstifter, der um die Einheit der Kirche bemüht war, und der die anhaltische Landeskirche bis heute geprägt hat. Der Bürgermeister der Stadt Dessau-Roßlau, Klemens Kochig, blickt voll Stolz auf diesen großen Sohn der Stadt und auf sein Vermächtnis, die Fürst-Georg-Bibliothek.

Hermann Barth vergleicht Georg in seiner Festrede „Ein Esra von Anhalt – Georg III. als weltlicher Fürst und geistlicher Hirte“ eben mit diesem biblischen Reorganisator des nach-exilischen Israel – so wie es dereinst Melancthon tat. Barth eröffnet einen ersten Zugang zu Georg und seinem Wirken auf Grund seiner Predigten über Psalm 16 von 1552, die er als sein Vermächtnis wertet, in dem er Grundfragen über die Aufgaben des geistlichen Amtes, den Umgang mit der Heiligen Schrift und die Reformation als Erneuerungsbewegung der einen wahren Kirche thematisiert.

In seinem Aufsatz „Anknüpfung und Neuanfang: Fürst Georg III. auf dem Weg zur Reformation“ beschreibt Volker Leppin die relativ späte und lange dauernde Bekehrung Georgs zur Reformation, der als Dompropst von Magdeburg noch in den 20iger Jahren des 16. Jahrhunderts ein herausragendes kirchliches Amt der romtreuen Kirche innehatte. Kritisch würdigt er die Selbstzeugnisse seines religiösen Werdeganges, aber auch die Ausführungen seiner Biografen. Er hält dabei fest, dass der Lehrer Georg Helt eine weniger bedeutende Rolle spielte, wohl aber ein Hinweis auf andauernde Verbindung von Humanismus und Reformation sei. Der Rückgriff auf seinen Vetter Adolf von Anhalt, ebenfalls Bischof von Merseburg, verdeutliche, dass in Georgs Augen die Reformation „nicht mit den spätmittelalterlichen Reformanliegen“ breche, sondern diese „zu ihrem eigensten Ziel“ führe. Reformation sei also nicht Bruch, sondern gerade Erfüllung.

Ausgehend von der Biographie und den geistlichen Ämtern Georgs wie dem Archidiaconat über das mittlere Anhalt zeichnet Ulla Jablonowski in ihrem Beitrag „Fürst Georg III.

Achim Detmers/ Ulla Jablonowski (Hg.): 500 Jahre Georg III. Fürst und Christ in Anhalt, Beiträge des Wissenschaftlichen Kolloquiums anlässlich des 500. Geburtstages von Fürst Georg III. von Anhalt, Köthen: Verein für Anhaltische Landeskunde 2008 (Mitteilungen des Vereins für Anhaltische